

Der Todte von Horror Island.

Roman von Harry Sheff.

(21. Fortsetzung.)

Schaller wankte und hielt sich an der Lehne eines Stuhles aufrecht. „Des Nordes also auch!“ stieß er schwer athmend hervor, „da wäre ich neugierig zu erfahren, wen ich ermordet haben soll?“

„Den Franzosen Andre Gerfaul. Sie haben es vielleicht nicht selbst gethan, aber Sie bezahlten den Mörder. Gerfaul selbst hat vor seinem Tode in diesem Sinne ausgesagt. — Uebrigens brauchen Sie nur an die Frau Geheimrath Busch zu denken, um sich selbst zu sagen, daß Sie besser thun, ein offenes Geständniß abzulegen.“

Nur ein dumpfes Staunen, das sich der Brust des Angekündigten entwand, war die Antwort. Schaller sah das ganze Gebäude seiner Pläne und Pläne in sich zusammenfallen und er rief sich selbst zu, daß er unter diesen Umständen getödtet werden würde. Doch er klammerte sich an den einen Punkt, in dem man ihn unschuldig anklagte.

„Ich habe nicht gemordet.“ rief er, nachdem er das erste Schreckgeföhl überwunden, „und habe auch Niemand den Auftrag gegeben, es für mich zu thun.“

„Das können Sie dem Intendanten mittheilen.“ erwiderte Gerfaul, „und nun kleiden Sie sich an und folgen Sie mir. Alles, was sich in Ihrer Wohnung befindet, erkläre ich hiermit für beschlagnahmt!“

„Ich wußte Schaller, daß er verlorren sei.“

„Schubert!“ rief der Criminalcommissar.

Einer der vor der Zimmerthür herrenden Criminalschleute erschien und erhielt den Befehl, Schaller in das Schlafzimmer zu folgen und ihn während des Ankleidens nicht aus den Augen zu lassen. Damit war abermals eine Hoffnung des Hofraths dahin, hatte er doch während der letzten Minuten seine Flucht geplant und geschöft, sie mittels des geheimen Ausgangs aus seinem Schlafzimmer herzustellen zu können.

„Gefanten Hauptes folate er dem Schumann in das Schlafgemach, seine Blide waren starr zu Boden gerichtet, seine Zähne gruben sich in die Unterlippe, daß sie blutete.“

„Machen Sie schnell.“ sagte der Schumann, als er ihn unschlüssig mitten im Zimmer stehen sah.

„Gewiß — gewiß. Aber Sie werden mir doch erlauben, mich zu reinigen, wie ich es gewöhnt bin! Sehen Sie hier in mein Badezimmer hinein, es besitzt keinen Ausgang und das Fenster ist viel zu klein, um durchschlüpfen zu können.“

Der Beamte überzeugte sich von der Wahrheit dieser Behauptung, es war ganz unmöglich, das Badezimmer auf einem anderen Wege als durch das Schlafgemach zu verlassen, und in diesem hielt er zu Wache.

Und doch war Schaller zehn Minuten später entflohen. Freilich seinen Körper hatte er zurücklassen müssen, denn den entredete Geheide, dem die Toilette des Verhafteten zu lange Zeit in Anspruch nahm, als er das Badezimmer betrat, an der seitlichen Schür des Schlafrocks am Knieknopf hängend; doch der Geist des untreuen, auf die Fernwege des Verbrechens gerathenen begabten Mannes hatte einen Ausweg gefunden — den Weg in die unerforschte Weite.

Auf dem Gesicht des Todten, um die Lippen spielte auch jetzt noch ein Lächeln, und wer solch ein letztes Lächeln zu errathen und zu lösen im Stande war, der konnte wohl den letzten Gedanken des unglücklichen Mannes daraus vermuthen, den Gedanken, mit dem er Abschied vom Leben annahm:

„Das Spiel ist verloren — doch die Schuld bleibt unbezahlt!“

25. Capitel.

Es war ein Jahr nach dem zuletzt geschilderten Ereignissen, doch auch der Winter war schon vergangen, und Frühlingsszauber hatte die Welt geschmückt.

Nach einer außerordentlich angenehmen Fahrt über den Ocean ging der Dampfer „Havelland“ zu New York vor Anker. Nur sechs Tage und einige Stunden hatte er gebraucht, die Reise von Southampton bis zum amerikanischen Festlande zurückzulegen. Die Laune der Passagiere war daher auch die denkbar beste, unter Lachen und Scherzen verabschiedete man sich von dem Capitän und seinen Leuten und stieg voll froher Hoffnungen ans Land. So ein schöner, reiner Frühlingstag, das ist schon ein Willkommensruß in der Neuen Welt, der auch dem Mühseligen und Beladenen wohl thut und ihn leichter über die erste Sehnüß nach der alten Heimath hinwegkommen läßt.

Wer aber erst zu seinem Vergnügen reist, nur um sich in der herrlichen Götterwelt umzukühen, dem leuchtet die Frühlingssonne doppelt schön, der weiß ja auch, es ist dieselbe Sonne, die ihm drüben jenseits des Oceans geleuchtet und ihm leuchten wird allerwegen.

Und mit dieser angenehmen Empfin-

dung stiegen sechs Passagiere ans Land, zwei Damen und vier Herren.

Die amerikanischen Reporter besitzen bekanntlich eine feine Nase, und da sie hinter den Fremden vornehme Anstimmeln witterten, über welche sich vielleicht etwas Interessantes schreiben ließe, schlugen sie in der gedruckten Passagierliste nach, und da fanden sie denn folgendes Verzeichnis:

Baron Hans v. Rheden nebst Gemahlin Susanne, geb. Gräfin Fels, Berlin.

Geheimrath Dr. Eberhard Busch nebst Gemahlin Beate, verno. Gräfin Fels, Berlin.

Geheimer Justizrath Dr. Friedrich Gallus, Berlin.

Bankier Oberländer aus Berlin.

Und während die Herrschaften die Zollformalitäten erledigten, wurden sie aus einer gewissen Entfernung von den Reportern umschwärmt und beobachtet.

Blötzlich rief einer der Zeitungs-Berichterstatter seinen Kollegen zu: „Seht doch nur, da ist ja DAVIS, der berühmte Detectiv, aufgetaucht. Mit welcher Herzlichkeit er von den Fremden begrüßt wird! Der eine Herr, der ein wenig verwachsen zu sein scheint, fällt ihm sogar um den Hals. Weiß, Davis vertritt uns schon, ob hinter diesen Anstimmeln eine interessante Notiz zu suchen ist.“

Aber Mr. Davis war diesmal merkwürdig schweigsam und verscherte mit der unschuldigen Miene, daß er von nichts wisse, was andere Leute angebe, und dann sagte er dafür, daß die Fremden in zwei bequemen Vanbauern nach dem vornehmen Manhattan-Hotel gefahren wurden. Nachdem die Damen sich auf ihre Zimmer zurückgezogen hatten, um sich von den Strapazen der Seereise zu erholen, saßen die Herren mit Davis noch beim Stof zusammen.

Da wurde fröhlich geplaudert und manche Erinnerung ausgetauscht.

„Was sagen Sie also dazu, daß New-York mit zehn Jahren schweren Kerkers fortgenommen ist?“ fragte Davis. „Ich halte auf fünfzehn für ihn gefößt.“

„Aber das ist doch noch besser gegangen als in Paris und New York. Da waren die Schiffe frühzeitig gearwert, und die Polizei fand nur die leeren Kellere, als sie kam.“

„Wie geht es denn jetzt dem armen Buschen, dem Bonetti?“ forschte Gallus. „Ich werde ihn zunächst in Berlin haben müssen, um durch sein Zeugniß auch noch den letzten Theil des gräßlichen Vermögens zurückzugewinnen. Drei Viertel hätten wir ja glücklicherweise ohne Schwierigkeiten zurückbekommen, aber einen kleinen Theil des Grundbesitzes hat die sogenannte Gräfin Katalie an ohnungslose Geschäfteleute veräußert, und die müssen jetzt ihre Besitztittel wieder herausgeben.“

„Bonetti trinkt weniger als früher.“ berichtete Davis, „das Gelbesicht, welches Baron Rheden ihm durch mich überreichen ließ, schüßt ihn für längere Zeit vor Sorgen. Haben Sie übrigens von der „Gräfin“ etwas gehört?“

„Nichts“, versicherte Gallus, „seit sie aus Berlin Hals über Stof geflohen, ist sie nie vom Erdboden verschwunden. Ein dunkles Gerücht besagt, sie sei an der Seite ihres ersten und einzigen Gatten, des Componisten Casar Mandel, in Italien gesehen worden, wo die beiden in Concerthallen niedriger Art auftraten, aber es ist nichts darüber aufwärts. Doch aus einem möchte ich Sie aufmerksam machen, Mr. Davis. Bei Ausbruch der Katastrophe, und während man noch die Papiere des Schandbuben Schaller, der sich selbst gerichtet hat, sichtet, sind zwei Berliner Verbrecher, ein gewisser Hähndchen und ein gewisser Debert, entflohen und nach America entkommen. Man hätte die Buschen dingfest machen können, und sie wären beim Betreten des amerikanischen Festlandes verhaftet worden, aber wir wollten sie nicht verfolgen, weil eine andere Persönlichkeit, die uns leider in gewissem Sinne nahesteht, in ihren Proceß verwickelt worden wäre. Aber sollten Ihnen die beiden Kerle hier einmal in den Weg kommen —“

„Das wird schwerlich geschehen.“ antwortete Davis und zog ein Zeitungsblatt hervor, „sehen Sie sich einmal diese Bilder an — sind das die beiden Herren?“

„Das ist Hähndchen!“ riefen Gallus, Rheden und Oberländer wie aus einem Munde, „was ist denn mit ihm, da die Zeitung sein Bild bringt?“

„Die beiden würdigen Vertreter des Deutschthums“, lachte der Detectiv, „besinnen sich seit acht Tagen in den Tombs. Sie haben vor einiger Zeit bei Nacht in einer Nebenstraße der Bowery einen etwas angekränkelten Landsmann mittels eines mit Steinen gefüllten Strumpfes niedergeschlagen und beraubt. Sie wurden dabei abgeföht, Rum hatten sie auch noch das Unglück, daß der Schädel ihres Opfers gegen berartige Attacken nicht fest genug war, etwa wie der Schädel eines Niggers, an dem, wie man sagt, sogar eine kleinkalibrige Kugel abplatzt. Also der

Mann starb, und die beiden Herren dürften diese That mit dem Leben zu büßen haben.“

Sobald sich die Gelegenheit bot, nahm Rheden den Detectiv bei Seite. „Mr. Davis“, fragte er leise, „ist alles nach Wunsch erledigt?“

„Alles“, entgegnete jener, „Sie können es heute Nachmittag in Angenschein nehmen.“

„Sehr wohl. Hat Ihnen mein Bankier ausgezahlt, was Sie brauchten?“

„Ja, Herr Baron. Die Unkosten sind ersöhrend groß gewesen.“

„Das konnte ich mir denken und es hat nichts zu sagen, Mr. Davis. Vorläufig besten Dank.“

Die beiden Männer drückten einander die Hände.

Beim Wohl, welches sich die kleine Gesellschaft in einem abgesonderten Raume serviren ließ und das aus den erlesenen Speisen und Getränken zusammengesetzt war, ging es lustig her. Susanne, Rhedens junge Gattin seit vier Wochen, sah liebender als je aus und sprühte in Lebenslust und Liebesglück. Auch Beate hatte in den letzten Monaten das Lächeln wieder gelernt, und wie hätte sie auch nicht freudberstigt lächeln sollen, wenn sie in Eber das glückliche Gesicht schaute oder in Blide auf Susanne und Rheden, die geliebten Kinder, zugleich aber auch ihre besten, treuesten Freunde sahen?

Gallus und Oberländer aber ließen die Becher immer und immer wieder zusammenklirren und sonnten sich im Glück des jungen Paares mit einem bereiten Stof, der jeden Augenblick zu sagen schien: „Wir haben es zusammen gemüht — das Glück des Hauses Rheden!“

W' darauf thaten sie sich nicht wenig an.

Nach dem Essen lud der Baron die kleine Gesellschaft zu einer Ausfahrt ein, die Sonne ludte ja auch förmlich, in's Freie. Alle priesen diesen Einfall.

In drei Wagen ging's hinaus.

Die Equipagen schlugen eine bestimmte Richtung durch die Stadt New York ein, fuhren dann auf ein stattliches Fährboot, von dem sie sich sammt ihren Insassen nach Brothlyn über die Bai tragen ließen. Dann ging die Fahrt weiter, eine Stunde lang durch den frischbeurteilten Prospect-Parc, Saffig und grün schimmernde das Laub der Bäume, von den Zweigen herab rieselte das Zwitschern der Vögel und wolklos und blau lachte der Himmel auf die Fahrenden hernieder.

Und nun hielten die Wagen vor einer kreuzgeschmückten Pforte.

„Wir sind am Ziele“, rief Rheden und hob Susanne aus dem Wagen.

„Mein Gott, das ist ja ein Friedhof“, stieß Beate hervor, und auch Susanne schaute Rheden fragend an.

„Ich bitte Euch, meine lieben Freunde“, sagte der Baron mit bewegter Stimme, „mich zur Gruft eines lieben Freundes zu begleiten, eines Mannes, dessen sterblicher Theil hier in Frieden ruht!“

Sie schritten den breiten, von Marmoren eingerahmten Gang hinauf, Mr. Davis führte sie. Aus dem Grün der Bäume schimmerte es ihnen leuchtend weit entgegen. Sie standen vor einem kleinen, säulengestützten Marmortempel. Vor den Platten, welche die Gruft bedeckten, erhob sich auf breitem Piedestal eine Engelsgestalt, deren Schwingen zum Flug in die Wolkenhöhe ausgebreitet waren. In der einen Hand, die hoch erhoben war, hielt der Cherub die Fanfare zum Tönen bereit, in der anderen eine Tafel mit goldener Aufschrift. Frische Blumen umwanden Piedestal und Tafel.

Hans umschlang die erbleidende Susanne, während Eberhard seine weinende Frau küßte.

„Liebes Weib“, sagte Rheden weid, und innig, „Du stehst am Grabe Deines Vaters.“

Schluchzend sank Susanne an seine Brust. Der blondbärtige Mann drückte sie innig an sich.

„Du weißt nun, weshalb ich darauf bestand, daß unsere Hochzeitsreise uns in diesen fernen Welttheil führen möge. Längst hatte ich, Mr. Davis den Auftrag erteilt, durch eine eigens zu diesem Zwecke ausgerüstete Expedition das, was sterblich war von unserem armen Dulder und Kämpfer, dem nordischen Heldenland zu entführen und zur friedlichen Stille dieser Gruft zurückzubringen. Es ist geschehen. Loth uns ein süßes Gebet für seine unsterbliche Seele verrichten!“

Mit entblöhten Häuptern standen die Männer da, das junge Weib aber hatte die Mutter umschlungen, und Eldors Wittve und sein Kind sprachen inbrünstig zusammen mit lauter Stimme ihr Gebet.

Dann fiel ihr thränenfeuchter Blick auf die Tafel und ihre Aufschrift, welche verkündete:

„Hier ruht in Gott Eldor v. Fels. Er ward geboren zu Berlin im Schooße des Glückes. Er starb einsam auf Horror Island. Doch mit ihm war der Herr!“

Und während eine Viertelstunde später die Lebenden zurückzueilten in die Welt, welche so viele der Freuden und Hoffnungen noch für sie barg, umspielte die Strahlen der Frühlingssonne den Marmortempel und küßte das Grabmal des Todten von Horror Island.

(Ende.)

In Süd-Africa werden die dieses Jahr Gold im Werthe von \$80,000,000 zu Tage fördern. Wie jammerlich, daß Süd-Africa nicht im Besitze von Spanien war! . . .

Der Letzte vom....

Regiment Gensdarmes.

Historischer Roman von Casar Magnus.

Die Sonne eines warmen, leuchtenden October-Nachmittages ging zur Rüste. Ihre letzten Strahlen fielen durch die Fenster eines Hauses in der Behrenstraße in Berlin. Es war eins der wenigen Häuser mit nur einem Stockwerk über dem Erdgeschöf, die sich noch aus der alten Zeit gerettet hatten. Rings umher standen zweistöckige dreistöckige Wohngebäude mit fahlen, nüchternen Fronten, deren Einförmigkeit nur hier und da durch eine wenig geschmackvolle Studierstube unterbrochen wurde.

Witten in dieser Umgegend lag das einfache Haus wie in selbstgewählter, vornehmer Zurückgezogenheit da. Einige breite Stufen führten zu der schweren, eichenen Thür, die in eine Ritze zurückgebaut war, und an deren dunklen Böhlen der blühende messingene Klopfer herabhing.

Kein Zeichen des Lebens drang von innen nach der Straße heraus, Alles war lautlos und still. Und still war es auch innen in dem Hause.

Leise rückte die säulengestützte Standuhr unter ihrer Glasglocke auf der jährlich geschweiften Skommode, leise raschelte manchmal die seine Leinwand in den Händen der jungen Frau, die am Fenster saß und nähte.

Ein leichtes weiches Kleid umfloß wie ein dünner Flor ihre anmutige Gestalt. In einfachen Falten fiel es von dem schmalen Gürtel hernieder, der dem Gewand dicht unter der Brust zusammenhielt. Hals und Nacken, nach Sitte der Zeit tief entblöht, hoben in matten Opalglanz ihre herrlichen Formen aus dem düstern Sommerstof. Der leicht auf die Knie niederbeugte Stof war von seinem Haar, dessen hellstes blond in dem warmen Licht der herbstlichen goldig funtelte, wie von einem Strahlenkranz umgeben.

Nun ließ die schöne Frau die Arbeit sinken und wandte wie fragend die Augen nach dem Hintergrund des Zimmers. So schön sie erschienen war in ihre leicht geneigten Haltung, mit dem Schatten der langen dunkeln Wimpern auf den ruhigen Wangen, jetzt, da die Augen sich voll aufschlugen, war sie noch viel schöner. Groß und grau waren diese Augen und von jener wunderbaren schimmernden Tiefe, aus der die ganze hohe Wunderwelt des Menschens herausleuchtet.

„Gebhardt!“ sagte die junge Frau leise, in ihrer Stimme klang der Ton zärtlicher Sorge.

Der junge Offizier in der Uniform des Regiments Gensdarmes antwortete nicht. Er wirkte ungeduldig mit der Hand und fuhr fort in seinem schweigenen, finsternen Brüten durch das große Zimmer, trat neben die Frau stand auf. Kubig ging sie durch das große Zimmer, trat neben das Sofa, in dessen Ecke Gebhardt saß, und legte ihm leise die Hand auf das Haupt.

Als wenn eine Wunderkraft von dieser Hand ausginge, so verschwand der harde, düstere Ausdruck aus seinen Zügen. Aber traurig blieb der Blick der tiefen, braunen Augen, die er zu ihr emporhob.

Da ließ sie sich nieder auf seine Knie, legte den vollen weichen Arm um seinen Hals, zog sanft sein Gesicht an ihre Brust und sagte:

„Du bist wieder so weit, weit weg von mir mit Deinen Gedanken, Du böser Mann.“

„Wenn ich das gewesen wäre, mir wäre wohl. Aber nein, hier war ich mit meinen Gedanken, hier in diesem verfluchten Berlin, wo die Straßenjungen johlend meiner Uniform nachrennen, wo das Bürgervolk mit hochmüthiger Miene die Breite der Straße einnimmt und schon von Weitem mich sirt, um mir im Vorbeigehen ein schamlos höhendes Wort zuzurufen, in diesem Berlin, das Vorbereitungen trifft für den Einzug des Kaisers — des Franzosentäufers!“

Sanft aber bestimmt hatte er bei den ersten bestigen Worten den Kopf aus dem Arme seines Weibes frei gemacht. Leise war er aufgestanden, war neben ihm auf dem Teppich niedergekniet und hatte ihr schönes Haupt in ihren Händen auf seine Knie gelegt.

Kein Wort hatte sie gesprochen, deutlich aber war in ihrem einfachen Handeln ausgeprochen ein schmerz, fast ehrfürchtiges Mitgeföhl mit seinem wilden Weib; und ganz, ganz leise, aber ebenso deutlich, eine sanfte Bitte um Wähigung.

Gebhardt verstand sie.

„Sei ruhig, Lotte“, sagte er tief aufathmend, „fürchte nicht, daß ich etwas gealaltam Thörichtes beginne. Freilich steigt mir manchmal das Blut so siedendheiß zum Kopf, daß Alles um mich her sich dreht und schwant. Bin ich denn der Einzige hier, der ein Geföhl hat für den ganzen Jammer, der uns umgiebt? Was will die verlorenen Bataille bedeuten? Auch König Friedrich hat solche verloren, auch unter seiner Herrschaft hat Berlin den Feind in seinen Mauern gesehen. — Nein, das ist's nicht, was mich niederbrückt: die gemeine, niederträchtige Geminnung ist's, mit der ein Jeder sich bestrebt, aus dem großen Schiffbruch den eigenen Besig möglichst unversehrt zu conserviren. Nur nicht anstoßen, nur nicht auffallen, das ist die Parole, nur sein stilligen, dann mach's der

Feind vielleicht anädig, und die mühsam gesparten Groschen lassen sich am Ende unter der Tricolore ebenso beglücklich verzehren wie unter dem Adler.“

Die Sonne war verschwunden. Die hohen Schatten der gegenüberliegenden Häuser fielen tief in das dämmernde Gemach und kühlten es in graue Schleier. Leise klang die Stimme Charlottens aus dem rasch zunehmenden Dunkel.

„Sei nicht ungerath, Gebhardt, gegen unser armes Volk. Hast Du verstanden, wie treu dieses selbe Volk in den schweren Tagen König Friedrichs zu seinem Herrn gestanden ist? Wie waren sie stolz auf diesen König, den sie Alle liebten, den Europa, den die Welt bewunderte und verehrte. Und wie sicher fühlten sie sich in einem Staate, dessen Armee gegen ganz Europa in den Waffen gestanden hatte und aus diesem furchtbaren Kampfe unbefiegt hervorgegangen war und mit dem Ruf der Unbesiegbareit. Und nun? Die Armee ist nicht nur geschlagen, sie ist zertrümmert, der König und seine ganze Familie sind auf der Flucht, und morgen, kaum vierzehn Tage, nachdem wir die erste Nachricht von dem Unglück erhalten, wird der Kaiser in Berlin einziehen. Ich will ja die Leute nicht entschuldigen, aber zu begreifen ist es doch, daß ihnen darüber der Verstand stehen gelassen ist.“

Wie die Herde im Gewittersturm drängen sie sich zusammen, verschüchert, beläuft von den knatternden Blitsschlägen, die über ihren Häuptern flammen, und Alles, Alles ist wie gelähmt in ihnen, außer dem einfachen, thierischen Instinkt der Selbstvertheilung. Sie werden Zeit brauchen, um nur wieder zu sich selbst zu kommen. Traurig, daß es so ist. Aber wann wird die große Masse anders? Ein Beispiel brauchen sie immer, an das sie sich halten, an dem sie sich aufrichten können, und mer will ihnen heute dieses Beispiel geben?“

Gebhardt lachte kurz und hart auf.

„Infern Herren Minister und in der Herr Commandant wahrhaftig nicht. Die werden morgen in großer Uniform am Brandenburger Thor stehen und den Kaiser des Abendlandes bei seinem Eintritt in die Stadt Friedrichs des Großen willkommen heißen.“

Ein Geräusch im Nebenzimmer ließ Charlotte sich vom Boden erheben. Sie stand auf und trat vom Fenster zurück. Leise öffnete sich die weißladerte, goldgeränderte Thür.

Ein Latai, gepudert, in einfacher, dunkler Livree, trat ein und entzündete schweigend die Wachslichter in großen silbernen Armleuchtern auf dem Kaminsims, der Skommode und dem dunkeln, spiegelglatten Mahagonitisch vor dem stehelehnigen, mit gelbem Seidenstoff bezogenen Sofa.

Dann verließ er leise wieder das Zimmer.

Einige Augenblicke blieb es still. Charlotte nahm ihre Arbeit zusammen, und setzte sich an den Tisch, ihrem Manne gegenüber.

„Du bist gut, von Herzen gut“, sagte Gebhardt endlich, „und darum findest Du auch für diese jämmerlichen Seelen ein verzeihendes und verjöhendes Wort. Wir aber frißt es das Herz ab, daß ich in der erstickenden Luft dieser Stadt sitzen muß, lahm und kraftlos, in dem mein Regiment draußen im freien Felde vor dem Feinde steht.“

Charlotte legte ihre feine Hand auf die seinige und sah ihm tief in die Augen.

„Und ich segne jetzt das Schicksal für diese Fügung. Sieh, Gebhardt, wenn Du mitgezogen wärest nach dem Thüringer Land, ich hätte Dich nicht wiedergesehen. Du hättest wieder und wieder Dein Leben auf's Spiel gesetzt, um das Verhängniß abzuwenden, und es wäre doch seinen unerbittlichen Gang gegangen, über Dein blühendes junges Leben hinweg. Laß mich glauben, ach, ich glaube es so gern, daß Du für eine größere Zeit aufgehoben bist. Das Volk wird sich bestimmen, der König wird Männer brauchen, und bis dahin wirst Du Deine alte Kraft wieder haben und den Sieg hineinragen in die Reihen der erschrockenen Feinde.“

Sie sprach erregt, ihre Brust hob sich schnell, die glänzenden Augen waren aröf geöffnet, als sähe sie vor sich die stolzen Reihen der Panzerreiter in das Fußvolk einbrechen, als höre sie die dumpfen Wirbel ihrer Hestelpauken über das blutige Schlachtfeld rollen.

Sie war hinterehend schön. Gebhardt aber sah jetzt seines Weibes Schönheit nicht.

„Bis dahin“, wiederholte er, „ja wohl — bis dahin! Morgen, heute braucht der König jeden Arm in seinem ganzen Reiche, und wann werde ich wieder Dienst thun können? Werde ich es jemals können?“

„Verständige Dich nicht, Gebhardt“, sagt Charlotte. „Deine Heilung ist nahezu ein Wunder, so schnell und so leicht ist sie erfolgt. Wenn ich noch an jeden Tag denke, als sie Dich hergetragen brachten nach dem gräßlichen Sturz, das Bein zerfemmet, die tiefe, blutende Wunde am Kopf — o Gott, es war zu entsetzlich! Damals hätte ich nicht gedacht, daß Du mir heute so wieder gegenüberstehen würdest. Was fehlt Dir noch zur vollen Wiederherstellung? Nur die alte Bärenkraft, von der in der langen Gefangenschaft ein kleiner Theil verloren gegangen ist. Und dann das etwas ahme Wein.

Das kann freilich noch eine Weile dauern, bis es wieder ganz gut ist. Aber Du kannst doch gehen, auch schnell und weit gehen, und was die Hauptsache ist, Du kannst reiten!“

„Gott sei Dank, ja“, sagte Gebhardt mit tiefem Athemzug, „das Alles kann ich wieder und ich bin glücllich und dankbar dafür und mir genügt es auch allenfalls. Ob es aber meinem Chef genügt? Hast Du schon einen Offizier mit lahmem Bein auf der Parade gesehen?“

„Aber Gebhardt, jetzt ist doch keine Parade, jetzt ist Krieg!“

„So denkst Du, Mignon, und so denkt man vielleicht wo anders auch, aber nicht bei uns. Vor ein paar Wochen habe ich an das Regiment geschrieben und ein Attest beigelegt vom Chirurgus des Depots der Garde du Corps. Da hast Du die Antwort.“

„Er hatte sich erhoben und war zu seinem Schreibtisch getreten, aus dessen oberem Fach er ein mehrfach gefaltetes, mit großem Siegel versehenes Schreiben nahm.“

Der Latai trat abermals herein, diesmal mit einer gewissen Hast und in unsicherer Haltung.

„Euer Gnaden“, sagte er leicht stottern, „ein französischer Offizier wünscht Euer Gnaden zu sprechen.“

Gebhardt richtete sich auf.

„Sag dem Herrn“, erwiderte er mit finstern Gesicht, „daß ich für ihn nicht zu sprechen bin.“

„Ja, Euer Gnaden“, sagte der Latai verlegen, „er hört auf gar nichts, was ich sage, und er geht schon in den Zimmern herum.“

Eine schnelle Röhre trat Gebhardt in's Gesicht.

„Meinen Degen!“ herrschte er den Lataien an.

„Aenstlich brachte der alte Mann den Degen, in dem Charlotte sich ziltend von ihrem Platz erhob.“

In diesem Augenblick öffnete sich rasch die Thür und der französische Offizier trat ein, einen Stof in der Hand, den Hut auf dem Kopf.

Als er den jungen Offizier in der glänzenden, silbergestickten Uniform vor sich sah, stutzte er einen Augenblick. Aber nur flüchtig. Dann trat er bis auf zwei Schritte an Gebhardt heran und sagte kurz:

„Sind Sie der Besitzer dieses Hauses?“

„Und wer sind Sie, daß Sie in dieser unverschämten Form mein Haus zu betreten wagen?“

Mehr noch, als in den Worten, lag in dem Ausdruck Gebhardt's eine nicht mißzuverstehende Drohung.

Der Franzose blieb ruhig stehen, dann zog er mit schneller Bewegung eine kleine Pfeife aus der Tasche und führte sie an die Lippe.

Ein schriller Pfiff ertönte.

Sofort öffnete sich die Thür, zwei französische Voltigeurs traten ein und stellten sich mit Gewehr bei Fuß neben den Thürposten auf.

Mit leistem Schrei eilte Charlotte aus der Fensternische, in die sie sich zurückgezogen hatte, auf Gebhardt zu und legte beide Hände um seinen Arm, der sich nach dem Degengeföhl ausstreckte.

Das volle Licht eines Armleuchters fiel auf ihre edlen Züge, auf ihre vollendete, unvergleichliche Gestalt.

So blieb eine Weile Alles regungslos stehen, wie ein lebendes Bild. Nur der französische Offizier hatte mit einer unwillkürlichen Bewegung seinen Hut abgenommen.

„Madame“, sagte er nach einem Augenblicke, während derne er sie unverwandt betrachtet hatte, „der wenig freundliche Empfang, den ich von diesem Herrn erfahren habe, zwingt mich zu Wahregeln, die ich in Gegenwart einer Dame bedauere.“

„Gebhardt, ich bitte Dich“, flüsterte Charlotte leise, „laß ihn diese Menschen erkennen. Ich kann das nicht ertragen.“

„Mein Herr“, sagte Gebhardt ruhig, „wenn Sie Ihre Leute entfernen wollen, so sichere ich Ihnen zu, daß mein Verhalten Ihnen keinen Grund zu persönlichen Beforgniß geben soll.“

Die Unterhaltung war bisher von jedem der beiden in seiner Muttersprache geführt worden. Ob der Franzose nicht deutsch sprechen konnte oder wollte, war nicht zu erkennen; daß er es gut verstand, darüber konnte kein Zweifel sein.

Bei den letzten Worten Gebhardt's war eine leichte Röhre über sein Gesicht geblieben. Er trat jetzt an die Voltigeurs heran und gab ihnen mit leiser Stimme seine Befehle. Die beiden Leute verließen das Zimmer. Auf einen Wink Gebhardt's folgte ihnen der erschrockene Latai.

„Darf ich meine Fraae wiederholen“, sagte Gebhardt in kalter, etwas keifer Haltung, „welche Absicht Sie in mein Haus führt?“

„Sie sprechen nicht französisch, unterbrach der Offizier.

„Nicht mit Ihnen.“

Der Franzose biß sich auf die Lippen; doch gelang es ihm rasch, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Ich bin der Capitän Bialannes“, sagte er, indem er sich bemühte, die hochmüthige Miene wiederzugewinnen, die er beim Eintritt in das Gemach gezeitigt hatte, „zugeteilt dem Stabe des Divisions-Generals Gulin, der heute hier eingedrückt ist, um die Quartiere für das kaiserliche Hauptquartier und für das Corps des Marschalls Davoust vorzubereiten. In diesem Hause wird einer der dienstthuenden Flügeladjutanten Seiner Majestät wohnen.“

(Fortsetzung folgt.)